



ensuite

Zeitschrift zu Kultur & Kunst

Einzelpreis CH SFr. 12.00 // Europa €10.00
Inkl. MwSt. // ISSN 1663-6511



Februar 2016
Nr. 158

Kunst ist Freude

Der Galerist Raphael Rigassi übergibt nach 25 Jahren seine Galerie an SOON.

Musikfestival Norient 2016

Berührendes, Aufwühlendes, Witziges, Wut, Verblüffung, Erheiterung und Begeisterung.

Shakespeare ohne Shakespeare

Warum inszeniert man heute und ausgerechnet an diesem Theater?

«Shakra» - sauberer Rock

Die Blütezeit des Hardrock ist schon lange vorüber. Es lebe der Hardrock!

Linie

Eine Linie von 46,69 Metern von Christoph Rütimann im Kunstmuseum Solothurn.

Manifesta

Die Manifesta 11 in Zürich: Ein Interview mit Christian Jankowski.



Kunstperformance in der Zunftstadt

Von Nana Pernod

Christian Jankowski, Kurator Manifesta 11, Foto: Livio Baumgartner. © Manifesta 11

Mit Christian Jankowski kuratiert ein Künstler die renommierte europäische Biennale für zeitgenössische Kunst «Manifesta 11». Zürich ist dieses Mal die auserwählte Metropole, die der Kunst ihre Reverenz erweisen wird. Christian Jankowski äussert sich im Interview mit Nana Pernod über seine diesbezügliche Arbeit aus der Perspektive des (Performance-)Künstlers. Dabei ging es vor allem auch um die Identitäts- und Wahrnehmungsprozesse, die mit Kunst ausgelöst werden können und derer sich das Konzept der «Manifesta 11» bedient.

Vordere
Doppelseite:
Rendering des
Pavillon of Reflections. © ETH
Studio Emerson

Herr Jankowski, über die «Manifesta 11» und Sie als Kurator ist schon sehr viel geschrieben worden. Alle blicken erwartungsvoll auf

das Kunstereignis in der Schweizer Wirtschaftsmetropole, mit der Sie den ganzen Stadtraum beleben werden. Ihr Konzept und das Thema «What People Do For Money: Some Joint Ventures» ist sehr bodenständig und keine Theoriwolke, was sie von vielen anderen Biennalen klar unterscheidet. Was zeichnet es besonders aus?

Für die Entstehung der über dreissig Kunstbeiträge bringe ich in den sogenannten Joint Ventures Berufsleute mit Künstlern zusammen. Das ist ein einmaliger Prozess, der für beide Seiten neu ist. Aus diesem entsteht dann einerseits eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Beruf und andererseits wird die Begegnung selbst anhand eines Films zum Werk über das Werk. Das Filmen übernehmen zudem Schüler und Studenten, keine Profis. Kunst soll so zwischen den Profis und dem nichtkunstaffinen Publikum stattfinden. Es ist auch das erste Mal im Rahmen einer solchen internationalen Ausstellung, dass alle ausgestellten Kunstwerke vor Ort und in derselben Zeit entstehen. Es wird nichts «herangeschafft». In Zürich wird so in Zürich Erschaffenes, Erlebtes und Entstandenes zu sehen sein.

Gab es Schwierigkeiten bei der Findung der «Gastgeber», das heisst der Berufsleute, die da mitmachen wollten?

Nein, die meisten Angefragten waren motiviert mitzumachen. Schwierig war es vielleicht in dem Sinne, als einige Berufsleute ihre Vorstellungen ihres Berufes in den Werken der Künstler finden wollten, was natürlich nicht so gemeint war. Auch Überraschungen gab es und teilweise starke Reaktionen wegen einer Perspektive, die ein Kunstschaffender auf einen Beruf wirft. Aber alles in allem war es für die meisten Beteiligten eine sehr bereichernde Erfahrung, die teilweise auch neue Identifikationen schuf.

Was meinen Sie mit dem Erschaffen neuer Identifikationen?

Die Berufsleute und ihre berufliche und private Umgebung sahen den Beruf und ihren Protagonisten plötzlich auf eine andere Art, nahmen ihn aus einer künstlerischen Perspektive wahr. Zudem wurde über diese Begegnung und das Erschaffen dieser künstlerischen Perspektive ein Film gedreht. Damit entstand eine Verbindung zu Kunst, die etwas Neues schuf, eine neue Identifikation mit dem, was in der «Manifesta 11» und mit und in Zürich passiert. Das bringt eine Möglichkeit des Perspektivenwechsels der Beteiligten, des Publikums mit dem Anlass in Gang.

Sie stellen einen Teil der Werke aber auch in Institutionen wie dem Helmhaus und der Kunsthalle aus. Zudem wird eigens für die «Manifesta

Manifesta 11 – Die europäische Biennale für zeitgenössische Kunst

Verschiedene Orte Zürich: Pavillon of Reflections (Nähe Bellevue), Migros Museum für Gegenwartskunst, LUMA Westbau / POOL, Kunsthalle Zürich, Cabaret Voltaire u. w.

www.manifesta.org

11. Juni bis 18. September 2016

Christian Jankowski

«What People Do For Money: Some Joint Ventures»

in Diskussion mit Kathleen Bühler, Kunstmuseum Bern

Donnerstag, 3. März, 18:15–20:00 h

Kino REX, Schwanengasse 9, 3011 Bern

11» ein Pavillon am See auf der Höhe des Bellevues errichtet. Welchen Bezug zueinander haben die drei Ausstellungsorte und was gedenken Sie damit zu erreichen?

Es ist eine Art Dreiklang-Aufstellung. Das Joint Venture findet bei den Berufsleuten an ihren Arbeitsplätzen statt. Hierhin kommt als Publikum vor allem zuerst das Umfeld, das heisst Berufskollegen oder die Familie des mitwirkenden Berufstätigen. Dann erfahren diese Besucher, dass ein Teil der ausgestellten Kunstwerke eben auch anderswo, an sogenannten «klassischen Orten» der Kunst, sprich Museen, gezeigt wird und sie gehen vielleicht aus Neugierde dorthin, um den Bekannten im Werk des Künstlers nochmals im andern Umfeld zu erleben. Und dann erfahren dieselben Besucher, dass noch ein Film über die Zusammenarbeit und das Entstehen der Werke gedreht wurde und machen sich dann vielleicht noch zum «Pavillon of Reflections» auf, um ihn anzuschauen.

Was passiert genau in diesem Pavillon, der eigentlich auch als Badeanstalt und Bar konzipiert ist?

In den Filmen wird der Entstehungsprozess der Kunstwerke, die aus den Joint Ventures hervorgingen, sowie die Reaktion des spezifischen Publikums auf das Resultat gezeigt. Die Banker interpretieren ihr Werk, die Bäcker das, was sie geschaffen haben, etc. Man sieht in den Filmen also auch direkte Interventionen des dortigen Publikums, der dortigen Protagonisten. All dies bewirkt, dass sich das Publikum im Pavillon direkter angesprochen fühlt, sich mit den vielfältigen Möglichkeiten der Kunstinterpretation zu beschäftigen. Da Reflexionen an sich eine geistige Arbeit sind, kann man als

Kontrastprogramm sich sofort auch körperlich betätigen und direkt ins Wasser springen und dann an der Bar einen Drink nehmen. Das sind dann noch mehr sinnliche Erfahrungen.

Neben Künstlern und Gastgeber sind auch «Laien» beteiligt. Studenten oder Schüler filmen den Arbeitsprozess. Welche Idee steht dahinter?

Es ist eine Mischung aus Kontrolle und Kontrollverlust. Unsere Crew besteht teilweise aus Laien und teilweise auch aus Alumni und Studenten der Zürcher Hochschule der Künste ZHdK, die schon sehr professionell arbeiten. Der Vorteil mit Laien und jungen Professionellen zu arbeiten, ist, dass Routinen noch nicht so eingefahren sind. Kunst soll in diesem Fall auch aus der Situation entstehen, die man nicht vorhersehen kann. Gerade diese Art der Überraschung, des Zufalls wird gestützt von einer Filmcrew, die noch weniger auf Unerwartetes vorbereitet ist. Auch wird so die Filmcrew, in diesem Falle Schüler und Studenten, plötzlich Teil des Werks. Das wiederum schafft eine Identität mit dem Erlebten und Entstandenen – in und von Zürich.

Sie erklären im Jubiläumsjahr von DADA das Cabaret Voltaire zum Zunfthaus der Künstler. Damit knüpfen sie einerseits an die Tradition der Zünfte an und andererseits auf die Arbeitshaltung der Einwohner in der Zwinglistadt. Welches Ziel verfolgen Sie mit dieser Umbenennung? Was soll da stattfinden?

Ich möchte hier an die Geschichte von Zürich als Zunftstadt anknüpfen. Da schlossen sich die einzelnen Berufe zu Vereinigungen zusammen. Im Zunfthaus der Künstler kann man auch Mitglied werden, dies geschieht aber durch Partizipation und nicht durch blosse Berufszugehörigkeit.

Als Künstler kann man sich mit einem Berufstätigen zusammensetzen und eine Performance im Zunfthaus der Künstler veranstalten. Von da an ist man Mitglied in der Zunft der Künstler und kann dann auch «konsumieren». Man kann aber nicht einfach nur konsumieren, indem man einen Eintritt zahlt. Hier geht es um Beteiligung, Mitwirken. Das Ziel dieser Zunft der Künstler ist es, eine Plattform zu schaffen, wo sich engagierte Kunstschaaffende gegenseitig inspirieren und ein Diskurs untereinander stattfindet, auch darüber, wie ihr Künstlerdasein mit Werk und Leben in Zürich wahrgenommen wird, ob es im Stadtleben integriert ist.

Wie ist es für Sie als Künstler, diesen Grossanlass zu konzipieren, zu organisieren und umzusetzen? Würden Sie sagen, dass bei all der anfallenden Organisationsarbeit Ihr Künstlertum hinter einem Kunstmanager verschwindet oder bleibt es dominant und hinterlässt eine spezifisch künstlerische Spur in Ihrer Arbeit? Wie erkennt man eine solche?

Das Konzept, das sich im Titel der «Manifesta 11» spiegelt, und dessen Auslegung bergen viele Überraschungen und unvorhersehbare Situationen und damit auch viele Risiken. Das ist ein Hauptmerkmal der künstlerischen Arbeit an sich und meiner im Speziellen. Da zeigt sich vielleicht, was man als eine «künstlerische Spur» in meiner kuratorischen Arbeit bezeichnen könnte.

Mit vielen Menschen zusammenzuarbeiten, ist nicht immer ein sehr effizienter Arbeitsprozess, es gibt Doppelspurigkeiten, was aber bei dieser Grösse nichts Ungewöhnliches ist. Das birgt aber auch Möglichkeiten: Neues und Ungeplantes kann so entstehen.

Zürich gilt sicher, wie Sie auch bereits erwähnt haben, als die Kunststadt im Sinne guter Kuratoren und Kuratorinnen, Kunstfachspezialisten, des Kunsthandels und des regen Galeriewesens. Dennoch fehlt hier ein natürliches Allgemeinverständnis für das Künstlerische an sich, das vor allem auch ein Künstlerleben und -schaffen umfasst, das sich doch sehr von dem eines Bankers, Juristen oder Beamten unterscheidet, die massgeblich den Charakter von Zürich prägen. Wollen Sie eine Art (Kunst-) Wahrnehmungsänderung mit Ihrer «Manifesta 11» initiieren und wenn ja, wie?

Die Anlage des Ausstellungskonzeptes in diesen Joint Ventures und die Reflexion über diese Arbeiten enthalten ein Identifikationspotenzial mit den Beteiligten und ihrem beruflichen und persönlichem Umfeld. Genau da greift ein neuer Wahrnehmungsprozess der Kunst: Kunst wird nicht mehr nur als Fremdojekt in Museen oder Galerien wahrgenommen, Kunst greift hier mitten ins Leben, nämlich in den Beruf und wird Teil davon. Das Publikum, das zwar Kunst vielleicht besitzt und anschaut, aber mit dem Prozess der Kunstentstehung und ihrem Eigenleben nichts am Hut hat, wird hier beteiligt. Dieses «Beteiligen» ist Teil der Identifikation mit den einzelnen Projekten und kann so auch langfristig vielleicht eine Wahrnehmungsänderung bezüglich dem, was Kunst ist, anregen.

Wie wollen Sie vermeiden, dass die «Manifesta 11» nicht nur ein kurzatmiger Glanz- und Glamour-Anlass wird?

Indem wir zum Beispiel keine Galäeröffnung machen. Damit wollen wir den Charakter der «Manifesta 11»

aufzeigen, nämlich: an vielen Orten der Stadt findet die «Manifesta 11» statt und zwar gleichzeitig, nacheinander und voreinander. Darum gibt es auch Voreröffnungen, die als Zielpublikum vor allem auch das Umfeld der Gastgeber (Berufstätigen) haben.

Es ist immer ein besonderes Ereignis, wenn der Kurator zugleich Künstler ist, denn er versteht die Kunst und das Kunstschaffen wirklich und kann so vielleicht besser einen direkten Draht zu den beteiligten Kunstschaffenden herstellen. Auch die Selektion der ins Konzept passenden Arbeiten ist möglicherweise präziser. Empfinden Sie das auch so? Wie gingen Sie vor, um die passenden Kunstschaffenden zu finden?

Es spielten viele Faktoren eine Rolle. Bekanntes und Unbekanntes sollte Platz haben und schliesslich ist es so, dass die «Manifesta 11» auch mit anderen Künstlern möglich wäre – es gibt keine abschliessenden Kriterien, welche Kunstschaffenden am besten passen. Wo Menschen handeln, entscheidet auch Begegnung, Zufall, Persönlichkeit und Fehlentscheidung.

Stimmt es, dass die ganze «Manifesta 11» für Sie so etwas wie ein Gesamtkunstwerk ist? Eine Durchdringung von Ihrer Idee der Performancekunst mit ortsansässigem sowie internationalem Kunstschaffen und dem Geist Zürichs?

Das ist nicht mein Gesamtkunstwerk, kann es gar nicht sein, da ich als Künstler nicht im eigentlichen Sinne beteiligt bin. Welches Label man dafür auch verwendet? Vielleicht am ehesten eine grossmaschig angelegte Kunstperformance mit vielen Performern? In zwanzig bis dreissig Jahren wird man darauf zurückblicken und

eine Wertung treffen können, was die «Manifesta 11» war und was sie nicht war. Jetzt fehlt die nötige Distanz.

Der Begriff «Manifesta» enthält ja so etwas wie das Öffentlichmachen von Zielen und Absichten in diesem Falle von künstlerischen Zielen und Absichten. Ein Hauch des Politischen haftet diesem Begriff an. Soll die «Manifesta 11» auch als ein politisches Statement gelesen werden? Wenn ja, in welcher Art und Weise?

Der Prozess und die Anlage des Konzeptes in den Joint Ventures sind per se politisch oder können so gelesen werden. Was aus der Begegnung «Gastgeber- Künstler» entsteht, kann auch ein politisches Statement sein. Das wird aber erst in der Situation und vom Kunstwerk selbst und vom Publikum gemacht und nicht von mir als Kurator fünf Monate vor der Ausstellung.

Was soll Zürich und den Zürchern von der «Manifesta 11» bleiben?

Starke Erinnerungen. Die Satellitenstationen bei den Gastgebern könnten erhalten bleiben, wenn es eine Übereinkunft zwischen dem Kunstschaffenden und dem Gastgeber gibt. So bliebe auch etwas Kunst übrig. Die Kunstschaffenden können ihre Werke aber auch mitnehmen und anderswo ausstellen. So würde Zürich in die Welt getragen.

Und was heisst das für Ihre zukünftige Arbeit als Künstler? Wird man Sie vermehrt in Kuratorien wichtiger Ausstellungen sehen können?

In der nächsten Zeit strebe ich kein Kuratorium eines Grossanlasses wie diesen hier an. Das Schwergewicht wird auf meiner künstlerischen Arbeit liegen. Fragen Sie mich dann aber bitte in zehn Jahren wieder.